

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 97.

Mittwoch, 26. April.

1916.

Die Sonnenuhr.

(2. Fortsetzung.)

Erzählung von Gizella Gräfin Rielmansseg (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Etella stand achtsam dabei. Endlich rang es sich mühsam von ihren Lippen: „Was ist los . . . ? Er wird doch nicht . . . ? Er ist doch nicht . . . ? Er lebt doch . . . ?“

Ohne aufzusehen, antwortet Bodrog: „Momentan läßt sich nichts sagen, jedenfalls lebt er. Bitte, reiten Sie nach Hause, bestellen Sie einen Wagen, den Landauer, und lassen Sie Kissen hineinlegen. — Janeschi schicken Sie nach der Stadt, er soll sofort Dr. Forty mitbringen. Er muß ihn suchen, bis er ihn gefunden hat, und darf keine Minute verlieren.“

„Was hat er sich getan?“ frag Etella eindringlich.

Etwas ungeduldig kam seine Antwort: „Das kann ich Ihnen nicht sagen. Aber jedenfalls ist die Sache nicht leicht zu nehmen, ich meine, das kann jeder sehen. Bitte tun Sie, was ich sagte.“

„Ich will aber hier bei Niklos bleiben! Reiten Sie nach Bomoß“, warf sie in erwachendem Trotz hin.

Nun hob er den Kopf, und sein ruhiger fester Blick traf sie: „Es ist ein schlecht gewählter Moment für Kinderlein, es handelt sich vielleicht — um Leben oder Tod.“

„Sie, Sie sind schuld an allem!“ schrie sie beinahe, ton namenlosam Entsetzen gepackt. „Sie haben mich geängert, gereizt! Aber, das will ich Ihnen nur gleich gesagt haben, stirbt er, gehe ich ins Kloster, bleibt er am Leben, heirate ich ihn, darauf gebe ich Ihnen . . .“

„Kein Wort mehr!“ herrschte sie Bodrog an. „Sie sind unberechenbar in dem, was Sie tun und sagen, und ich verbiete Ihnen in diesem Moment solchen Unfimm vorzubringen. Nehmen Sie sich zusammen und beherrschen Sie sich. Zu Bornesausbrüchen ist die Zeit schlecht gewählt!“ Er hatte leise, aber energisch und klar gesprochen!

Dunkle Röte stieg in ihr eben noch leichenblaßes Gesicht. Sie fühlte die Macht des starken, ernsten Mannes, und kam sich unlagbar jämmerlich und kleinlich vor, ja albern und hilflos, gestand sie sich in raschem Gedankenflug selbst ein. Sie wollte feige, angesichts des Unglücks die Schuld von sich, auf ihnwälzen, ihn verantwortlich dafür machen, ihn der sie gewarnt hatte! Und er, er hatte, ohne sie überhaupt einer Beachtung zu würdigen, die Anklage über sich ergehen lassen! Ganz demüthig und beschämt neigte sie den Kopf und ging.

Wenige Sekunden darauf verklungen die Hufschläge des dahoneilenden Pferdes in der Ferne.

Nachdenklich blickte Bodrog auf das junge Gesicht des immer noch Besinnungslosen, mit unendlicher Vorsicht brachte er den Kopf in eine bequemere Lage und strich ihm das feuchte, wirre Haar aus der Stirn. „Nimmer Merk!“ dachte er. „So jung, so voller Lebenslust und Albernheit, und nun das. Und Etella? Wie wird sie es tragen, dieser gärende, schwankende, unentwickelte Charakter, aus so vielen Gegensätzen zusammengestellt. Wie wird sie aus dieser Prüfung hervorgehen? Wird sie mich enttäuschen oder wird das, was ich erhofft, in Erfüllung gehen. Keine Schwäche, keine Blöße

geben, nach keiner Seite hin. Überlegt, und sicher das Ziel im Auge behalten. Sie soll und muß sich mir freiwillig unterordnen, ich will es!“ Der schöne dunkle Kopf hatte einen fast unheimlichen Ausdruck von finsterner Entschlossenheit angenommen, während der kurzen Dauer dieser Reflektionen. Als er den Blick senkte, wich die Starrheit der Züge und ein weiches, melancholisches Lächeln löste die eben noch so fest gefügten Lippen. „Armer Teufel! Würst du gesund, sticht deinem jungen, verliebten Herzen noch manch bitterer Kampf bevor.“

Von Todesangst getrieben galoppierte Etella den Feldweg entlang. Ein trostloses Gefühl der Verlassenheit überkam sie. Sie haßte sich selber. Bittere Reue quälte sie. Sie mußte sich eingestehen, daß sie ganz allein die Schuld an dem Unglück trug. „Was soll ich meiner Mutter sagen, wie feiner Mutter, allen Leuten entgegentreten? Es ist zu furchtbar!“ Ein großes Mitleid mit sich selbst überkam sie; langsam quollen die Tränen aus ihren Augen und perlten unaufhaltsam über das blaße Gesicht.

Der Mond stieg empor und übergoß mit seinem kalten, geheimnisvollen Licht die weite Ebene. Ein kühler Hauch strich durch die Luft. Aus der Ferne klang der weiche Ton der kleinen Hirtenflöte zu der einsamen Reiterin herüber. Bald erklang eine zweite und dritte und paßte sich der schweremüthigen Melodie des ungarischen Volksliedes an. Die Hirtenburden lagern weit auseinander, und der klare Ton des primitiven Holzinstrumentes dringt durch die Abendstille von einem zum andern. Diese mystische Musik wirkt ungemein poetisch, von unsichtbaren Spielern harmonisch zusammengestimmt, schwirrt sie durch die Mondnacht und umgaukelt die Herzen der Zuhörer. Keiner kann sich dem unwiderstehlichen Reiz entziehen! Einand neigen sich die Häupter, jeder hängt seinen Gedanken nach. Melancholisch gedenkt das Alter der Vergangenheit, hoffnungsvoll die Jugend der Zukunft.

Etella überkam eine große Bangigkeit, sie konnte das Unbehagen nicht abschütteln, das immer schwerer auf ihr lastete, je näher sie ihrem Ziele rückte. Das strenge Gesicht der Mutter tauchte vor ihr auf. „Was wird sie sagen, was tun? Wenn doch Bodrog mitgekommen wäre“, haßte sie unbewußt in ihrer Not. Momentan fühlte sie nur Sehnsucht und keinen Groll mehr, wenn sie an Bodrog dachte. Fest und groß stand er vor ihr, unerschütterlich, unangreifbar.

„Es hilft nichts, es muß sein“, sie nahm sich zusammen und raste vorwärts. Endlich langte sie vor der Terrasse an, abspringend, warf sie die Bügel einem herbeieilenden Stalljungen zu. Die Mutter sah an ihrem gemütheten Platz und nahm den Bericht des Inspektors entgegen.

„Was ist los, wo sind Bodrog und Janeschi? Du weißt, daß ich nicht will, daß du allein reist!“

„Bodrog ist bei Miklos, Jancsi ist in die Stadt zum Arzt geritten. Bodrog hat mich nach Hause geschickt. Miklos ist gestürzt . . .“

Weiter kam sie nicht. Auf einen Stuhl sank sie nieder, warf beide Arme auf den Tisch und barg das Gesicht, in krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, in ihre Hände. Die Gräfin war aufgestanden.

„Was ist geschehen? Laß dich nicht so gehen! Bodrog hat dir sicher einen Auftrag gegeben, und wenn er dich allein reiten läßt, hat es seinen triftigen Grund. Also rasch ohne Umstände, was ist passiert?“

„Ein Wagen soll sofort nach der Eszarda . . . und viele Kissen soll man hineinlegen . . . es muß der Landauer sein . . .“

„Horvat, lassen Sie einspannen!“ warf die Gräfin dazwischen, sich an den Inspektor wenden, der eiligt bobonging, um dem Befehl nachzukommen. „Weiter, Etelka!“

„Bodrog hat Jancsi um Dr. Forty geschickt . . . Miklos wird, sobald der Wagen ankommt, nach Hause zu seiner Mutter gefahren . . . Bodrog bringt ihn hin und kommt dann her . . . Miklos war noch ohnmächtig als ich forttritt . . .“

Die Gräfin war blaß geworden. Sie beugte sich über die Tochter und richtete sie auf. „Beruhige dich, es wird wohl nicht so schlimm sein. Man darf sich in keiner Lage des Lebens gehen lassen. Unabänderlichen Tatsachen gegenüber muß man standhalten. Nichts wird besser, wenn man jammert und den Kopf verliert. Man muß sich beherrschen lernen unter allen Umständen. Ich bin nur froh, daß Bodrog dabei war, sonst hätte man glauben können, daß du irgendeinen unsinnigen Streich mit Miklos aufgeführt hast. Der ist ja ebenso unüberlegt wie du!“ Etelka stöhnte auf. „Jetzt geh' in dein Zimmer und zieh dich um.“ Mechanisch gehorchend, erhob sich Etelka. „Kind, wie siehst du aus? Nimm dich doch zusammen!“

Sie beugte sich nieder und küßte das blasse, verweinte Gesicht ihrer Tochter. In den strengen, dunklen Augen stieg ein feuchter Schimmer empor, der Jammer des jungen Weibens ging ihr zu Herzen. Ebenso mechanisch, wie sie aufgestanden war, um zu gehorchen, führte sie die Hand der Mutter an die Lippen. Sie hob den Blick und gewahrte den ungewohnten weichen Ausdruck, der das sonst so strenge, kalte Antlitz wunderbar verschönte. Einem plötzlichen Impuls folgend, warf sie die Arme um den Hals der Mutter und barg den Kopf an deren Brust. „Mama, Mama hilf! Es wäre . . . zu furchtbar, wenn er . . . stirbe . . . ich könnte ja nie wieder froh werden . . .“

Die große, starke Frau legte den Arm fest um das zitternde Mädchen und ihre ruhige, klare Stimme sprach ihr Mut zu. „Vor allem tue, was ich dir gesagt habe. Ich lehre hinaus und, so rasch als möglich komme ich zurück.“

Langsam fuhr der Wagen mit dem Verletzten den Feldweg entlang. Der Arzt und Gräfin Roltan saßen neben Miklos, stützten ihn von allen Seiten und suchten ihn in der nötigen liegenden Stellung zu erhalten. Bodrog ritt voraus, um die Mutter vorzubereiten und alles zu veranlassen, was nötig zur Aufnahme des Verunglückten war.

Miklos war der letzte Sproß einer alten Adelsfamilie, die seit ungezählten Jahren auf derselben Scholle ansässig war. Als sein Vater starb — es war noch nicht lange her — zog seine Mutter sich völlig zurück und lebte als alternde Frau, einzig und allein in dem Gedanken, ihren Sohn den Besitz geordnet und schuldenfrei übergeben zu können, damit er ohne Sorgen und mit reichlichen Mitteln ausgestattet ins Leben treten könne, wenn die Zeit dafür gekommen war. Bis dahin umgab sie ihn mit aller Liebe und der zärtlichsten Fürsorge, was er dankbarst anerkennend ihr durch treue Anhänglichkeit vergalt.

Das Herrenhaus lag mitten im Dorf, welches dem alten Geschlecht gehörte, und wurde wie alle diese in

Landen oft sehr einfachen, meistens nur aus einem langgestreckten Gebäude mit terrassenartigem Vorbau und daran schließenden Säulengang versehenen typischen Häuser mit dem etwas anmaßend klingenden Namen „Kastell“ bezeichnet. Der Wohnsitz der Herrschaft heißt das!

Das Ujfalussy Kastell entsprach ganz diesem Typ. Ein großer Hof mit einem Grasrondell in der Mitte, voll hochstämmiger Rosen, von einigen Bethumienbeeten umgeben, lag vor dem Haus. Kugelazarien waren steif und unmalerisch zu beiden Seiten der Terrasse aufgepflanzt. Inmitten des Rasens stand eine alte, primitive Sonnenuhr. Sie war der Stolz der Familie, eine Marität, und es wurde mit ihr ein ganz besonderer Kultus getrieben. Geburts- und Todestag eines jeden Besitzers des Kastells waren an den Seitenwänden des Marmorbldes einraviert. Dicht neben, über- und untereinander standen die Namen und Zahlen.

Es ging die Sage, daß ein bläulich schimmerndes, zur Nachtzeit auftauchendes Flämmchen die Sonnenuhr umtanze, so oft ein Todesfall in der Familie stattfände. Beim Dunkelwerden wendeten die Leute die Blide ab, wenn sie an dem geheimnisvollen Ort vorbeimusterten. . . .

Frau von Ujfalussy ging langsam vor dem Hause auf und ab und genoß die angenehme Abendkühle. Sie wartete mit dem Essen auf ihren Sohn und freute sich darauf, ihm von dem Besuch der neuen Nachbarin erzählen zu können, die das Personal des Kastells in Aufregung versetzt hatte. Baron Löröthazy, der sein ansehnliches Vermögen in kurzer Zeit in Budapest verspielt, verwettet und auf alle mögliche und unmögliche Art vergeudet hatte, griff zu dem nicht ungewöhnlichen Hilfsmittel sich durch eine reiche Heirat zu helfen, um dann möglichst rasch das alte lustige Leben wieder aufnehmen zu können.

Es war dem hübschen, jungen Lebemann nicht allzu schwer gefallen, Hand und Herz von Fräulein Robaska zu erobern. Die große Mitgift machte es ihm leicht, den unvornehmen Ursprung seiner Ausenwärlten zu übersehen, und nach der Heirat war er fest entschlossen, sich die Familie, Schwiegereltern usw. usw. vom Leibe zu halten. Die Robaskas gehörten nicht zu der gebildeten Bürgerklasse, sie waren Proken, Emporkömmlinge der widerwärtigsten Sorte, die ihren Reichtum auf unreele Art erworben. Die einzige Tochter Esther war in erstklassigen Pensionaten erzogen und hatte sich mit allen betitelten Mitschülerinnen auf intimen Fuß zu stellen versucht. Sie fand aber keinen Beifall. Die schlechte Kinderstube gewann immer wieder die Oberhand, und das prahlerische Großtun und Vordrängen verleidete sie den übrigen jungen Mädchen, denen sie bei jeder Gelegenheit von dem Luxus und Reichtum vorrenommierter, der in ihrem Elternhause herrsche. Sie konnte nicht warm werden unter ihren Altersgenossinnen und stand außerhalb des intimen Freundschaftskreises, der die verschiedenen Sippschaften verband. Kaum ins Elternhaus zurückgekehrt, versuchte sie sich in den Familien der Mädchen, die eine hervorragende Stellung einnahmen, den Einlaß zu erzwingen. Sie hatte sich die betreffenden Geburtstage gemerkt, und erschien, angehen mit allem, was sie für schön und „schick“ hielt, mit Blumenarrangements, die an Dimensionen schier alles Dagewesene übertrafen, am Nachmittag bei dem Geburtstagskind, wo sie unter den obwaltenden Umständen natürlich schwer abgewiesen werden konnte. Sie tat sehr intin und versicherte Baronesz Minni oder Montesse Fift sei ihre beste Freundin, und sie wären in der Klasse unzertrennlich gewesen.

(Fortsetzung folgt.)



Wer nichts für andere tut, tut nichts für sich; und wenn die Menschen dich nicht bewundern oder beneiden, bist du auch nicht glücklich.
Goethe (Carlos).

Ein neues Problem beim Wiederaufbau Ostpreußens.

Die große, das ganze Reich interessierende Aufgabe des Wiederaufbaues der zerstörten Teile Ostpreußens wurde bereits in den verschiedensten Richtungen besprochen. Bei den bisher in die breite Öffentlichkeit gelangten Untersuchungen und Mitteilungen handelte es sich jedoch meist um Ausführungen verbender Art, um künstlerische Pläne und um Berichte über den Fortschritt des ebenso schwierigen wie vielseitigen und dankbaren Unternehmens. Nun, da man über die Sammlungen und Vorarbeiten hinaus bereits zu positiven Ergebnissen gelangt ist, da die Arbeiten der Kriegshilfskommission in vollem Gange sind, ist es von Interesse, das Siedlungsproblem in Ostpreußen auch vom Standpunkte seiner wirtschaftlichen und kulturellen Vorteile zu betrachten. Denn man soll es keineswegs bei dem Grundsatz bewenden lassen, daß jedem Geschädigten die ihm gebührende Hilfe zuteil wird. Vielmehr soll, wie der derzeitige Bürgermeister der polnischen Kreisstadt Braunschweig, der Dresdener Vaurat Kurt Pöger, im nächsten Heft der „Grenzboten“ ausführt, die Weiterentwicklung unter dem Zeichen des Fortschritts vor sich gehen und von dem Gedanken getragen sein, daß die Leistungen des Staates nicht als Geschenk, sondern unter gewissen Gegenleistungen, die auf wirtschaftspolitischen und kulturellen Gebieten liegen, gegeben werden. Hier sehen nun die Maßnahmen ein, die zu einem großangelegten Siedlungswerke führen sollen, wie denn eigentlich die Frage der Wiederbefiedlung in den Brennpunkt der ganzen Aufbauarbeit gestellt wird. Der Wiederaufbau Ostpreußens ist mit Recht als größte bauliche Aufgabe der Gegenwart bezeichnet worden. Allein nach der Zahl der festgestellten Zerstörungen an Gebäuden und Hausgeräten kann man sich eine ungefähre Vorstellung von dem Umfange der zu leistenden Arbeit machen. Nach zahlenmäßig genauer Zusammenstellung hat sich bis jetzt gezeigt, daß 33 553 Gebäude vernichtet worden sind. Der Gesamtsumme dieser zerstörten Baulichkeiten ist mit 300 Millionen Mark nicht zu hoch geschätzt. Über die durch den Krieg hervorgerufene Bevölkerungsbewegung gibt einen Begriff die Tatsache, daß ihre Heimat vorübergehend oder für längere Zeit rund 900 000 Personen verlassen haben. Von diesen ist ein großer Teil besonders auch vom Lande zurückgekehrt, während in den Städten ein erheblicher Teil der Einwohner sich noch nicht wieder eingestellt hat. Da liegt denn die Gefahr nahe, daß nicht nur in den an Freizügigkeit gewohnten Kreisen der Bevölkerung, sondern auch in der landfälligen Bevölkerung die auch jetzt noch stark fühlbare Verschlechterung und Verengung zu einer dauernden Abwanderung Anlaß gibt. Es ist daher begreiflich, daß die Bestrebungen der leitenden Stellen dahin gehen mußten, die Abwanderungen zurückzuführen, die vollständige Verödung der an sich nicht dicht besiedelten Provinz aufzuhalten und die Zurückgekehrten durch günstige Lebensbedingungen dauernd festhalten zu machen. Dieses wird nicht zuletzt durch die besondere Rücksichtnahme auf die Verschönerung und hygienische Verbesserung beim Wiederaufbau erreicht werden.

Es handelt sich also im weiteren Sinne darum, das zerstörte Ostpreußen nicht nur wieder aufzubauen, sondern es so aufzubauen, daß es wirtschaftspolitisch und kulturell besser dasteht als vor dem Kriege. So sollen Wasserleitung und Kanalisation die Lebensbedingungen in Ostpreußen vom hygienischen Standpunkte aus verbessern. Die rein praktischen wie auch die ästhetischen Verbesserungen werden als Pflicht und zugleich als Vorteil angesehen, in der richtigen Erkenntnis, daß die Aufwendungen kultureller Art in ständigem Kreislauf der Steuerkraft des Staates und der Hebung der wirtschaftlichen Lebenshaltung wieder zufließen. Die alten Bauordnungen wurden nach einschlägigen neuzeitlichen Gesichtspunkten für ganz Ostpreußen umgearbeitet. Als wesentliches Ergebnis dieser Umarbeitung sind zu nennen: die Festlegung von nur zwei Geschossen für die kleinen Städte; also ein außerordentlicher Fortschritt zur Verbreitung des Flachlandes als eines Hauptfaktors für die Durchführung bodenpolitischer Maßnahmen, die die Wiederhaltung der Rente und demzufolge auch der Boden- und Mietpreise zum Ziele haben. Wirtschaftspolitisch und kulturell ist auch die Hebung des Wohnbedürfnisses von Bedeutung. Mehr als zwei Wohnungen im Geschos und an einer Treppe sollten bei den niedrigen Bodenpreisen Ostpreußens nicht angängig sein. Die Drei-

räumigkeit der Wohnungen — Stube, Kammer, Küche mit zusammen mindestens 38 Quadratmeter — sollte allgemein gefordert werden. Für jede Wohnung ist ein abschließbarer, möglichst belichteter Vorraum nötig, alles Grundzüge, die jetzt allgemein für kleinere Städte und Landgemeinden ebenso wie für die Außenbezirke der Großstädte angefordert werden. Wie wichtig diese Bestimmungen sein werden, und wie nützlich sie gerade jetzt beim Beginn des Wiederaufbaues von nahezu 100 000 Wohnungen sein können, geht daraus hervor, daß die einräumigen Wohnungen in Ostpreußen keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Sehr wichtig ist auch die Frage der Förderung des ostpreussischen Handwerks, die durch den Wiederaufbau ausgerufen wird. Bei einer so gewaltigen Bauaufgabe, wie es der Wiederaufbau einer ganzen Provinz mit ihren gesteigerten Anforderungen an Arbeitskraft und Arbeitsleistung des einzelnen ist, liegt die Gefahr besonders nahe, daß der Kleinhandwerksmeister der stetig anschwellenden Nachfräge nicht genügen kann, daß daher die bedeutenderen Aufträge auf Großbetriebe übergehen. Da ist es denn besonders zu begrüßen, daß der Oberpräsident schon bei dem Beginn der Vorarbeiten zum Wiederaufbau seine Fürsorge auch der Förderung des Handwerks geschenkt hat. Er gab dem Handwerk den Rat, sich nach dem Vorbilde westdeutscher Organisationen zusammenzuschließen, in der richtigen Erkenntnis, daß die Stärkung des Handwerksstandes im Rahmen dieser ganzen Aufgabe ein sehr wesentlicher Faktor bei der Lösung des Siedlungsproblems ist. So ist auch bereits eine große Reihe von Tischler-, Schlosser-, Tapezierer-, Töpfer-, Dachbeder- und Klempnerwerkgenossenschaften entstanden.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Deutsch-Kameruner Leben im Weltkrieg. Eine ergreifende Schilderung von dem Leben in Deutsch-Kamerun während des Krieges bieten die Aufzeichnungen von Frau Dr. Elbert, der Gattin des verdienstvollen Leiters der Geologischen Kamerun-Expedition, die, nachdem sie alle durch den Krieg ins Ungeheure gesteigerten Fähigkeiten mit ihrem Manne geteilt, diesen in Granada verlor und nun ihre Ergebnisse in einem Aufsatze der Umschau schildert. Die kühne Reisende, die ihren von der furchtbaren Schlafkrankheit befallenen Gatten gesund gepflegt hatte, mußte ihn nun im Angesicht der Heimat sterben sehen und konnte nur von den wissenschaftlichen Ergebnissen der bedeutamen Expedition retten, was nicht durch den Krieg vernichtet war. Das Ehepaar hatte Kamerun von West nach Ost, von Süd nach Nord durchquert; da plagte wie eine Bombe die Nachricht vom Ausbruch des Krieges in ihr friedliches Forscherleben. In qualvollen Wilmärschen eilten sie nach Garua, um dort die Sammlungen abzuholen und in Sicherheit zu bringen. Hier wurden sie mit dem Ruf begrüßt: „Die Engländer werden heute nacht wohl kommen.“ Zugleich aber hörten sie von den ersten großen deutschen Siegen. Kurz vor Einbruch der Nacht meldete eine Patrouille den Anmarsch der Engländer auf deutschem Gebiet, die nur noch 40 Kilometer von Garua entfernt waren. Da Frau Elbert die einzige weiße Frau weit und breit war, drängte der deutsche Kommandant darauf, sie in Sicherheit zu bringen, und so ging dann der beschwerliche Marsch mit den wichtigsten Sammlungen durch Tropenglut und Tropenregen nach Ngaundera, wo sie die Nachricht von dem großen deutschen Sieg in Garua erhielten, den 200 deutsche Soldaten über 800 Engländer erschossen. Von da ging es weiter nach Tibati, und nach 14 Tagen langten die Reisenden todmüde auf der Station Zoko an. „Die Nachricht vom Kriege der Weißen gegen Weiße“, erzählt Frau Dr. Elbert, „hatte sich mittlerweile wie ein Lauffeuer unter den Eingeborenen verbreitet. Tausende von staunenden ungläubigen Fragern hatten wir täglich standzuhalten und immer wieder vernahmen wir den Satz: „Ihr Weißen habt uns doch verboten, Krieg zu führen, und jetzt kämpft ihr selbst gegeneinander?“ Andere wieder meldeten sich in Scharen zum Kampfe, oft mit funkelnden Augen ihrer Freude Ausdruck gebend, ungestraft mit Weißen gegen Weiße kämpfen zu dürfen.“ In Zoko herrschte reges Treiben; hier wurden Rekruten gedrillt; Munition und Proviantkolonnen zogen vorbei; das Proviantamt und Sanitätsdepot wurden dorthin verlegt. Vom Kriege in Europa gingen viele Gerüchte um; so sollte sogar Paris gefallen sein. Doch es

wies sich später, daß die Engländer selbst diese Lügenbotschaft gefunkt hatten, um herauszubekommen, ob noch eine Telefunkenstation in deutschen Händen sei. Ihre Bist gelang, denn bald war die Nachricht durch ganz Deutsch-Kamerun nach Spanisch-Guinea verbreitet, und von dort meldeten die englischen Firmen schnell das Resultat ihrer Militärbesuche. Großer Jubel herrschte in Jolo, als die ersten Gefangenen eintrafen, und besonders die Ankunft der weißen englischen Gefangenen machte auf die Eingeborenen einen ungeheuren Eindruck. Anfang Januar 1915 begaben sich die beiden Reisenden auf den Marsch ins spanische Muni-Gebiet, um die wichtigsten Resultate der Expedition, die Gesteinsammlungen, Photographien, Tagebücher usw. in Sicherheit zu bringen. Unterwegs waren sie in Jaunde Gäste des Gouverneurs Obermaier, bei dem sie Kaisers Geburtstag verlebten. Der Festtag verlief genau wie in Friedenszeiten, begann morgens mit einem allgemeinen Kirchgang, an den sich eine Schulfeier mit Vortrag deutscher Kaisergeschichten durch schwarze Schulkinder schloß, und gipfelte in der Rede des Gouverneurs an die Soldaten und die von weither erschienenen Hauptlinge mit ihrem Volk. Nachmittags war große Volksbelustigung. In Jaunde und Bolomo waren sogar kameruner Munitionsfabriken eingerichtet. Hier wurden unter Leitung eines Chemikers unter Benutzung alter Hülsen täglich neue Patronen hergestellt, wozu man die Hülsenplättchen der zu Tausenden in deutschen Läden lagernden Minderpatronen benutzte. In Boloma gab es sogar eine Gewehrfabrik, und zwar verfab man dort die Räufe unbrauchbarer Gewehre, die früher als Fenstergitter in den Stationsbau eingemauert worden waren, mit neuen Kolben und machte sie so wieder brauchbar.

Die Satire des Zufalls. Der Zufall treibt oft ganz wunderbare Blüten, auch in dieser ersten, schmerzlichen Kriegszeit. Wie uns von der Westfront geschrieben wird, wurde Ende März im Deutschen Theater zu Velle von einer deutschen Operngesellschaft die Oper „Fra Diavolo“ aufgeführt, die bekanntlich den Franzosen E. Scribe zum Librettisten und seinen Rondsman Aubert zum Komponisten hat. Die Handlung spielt, wie hierbei erwähnt werden mag, in Italien; sie behandelt das Erlebnis eines Engländers, der in die Hände eines italienischen Briganten fällt. Der „Oberbandit“ Fra Diavolo sagt nach dem Textbuch an einer Stelle zu dem Banditen Giacomo: „Unbeständigkeit gehört nicht für unsern Stand . . .“ Diese Worte treffen noch jetzt zu. Die Italiener haben es verstanden, ihr politisches Brigantentum sich geschickt zu bewahren; man kann ihnen irgendwelche Unbeständigkeit, d. h. also in diesem Falle irgendwelche Neigung zur Ehrlichkeit nicht zum Vorwurf machen, sonst hätten sie nicht den treulosen Verrat an ihren einstigen Bundesgenossen verübt. Der französische Textdichter hat also schon damals — das Stück spielt, wie man sich erinnern wird, um 1830 — die „Mühen“ von jetzt genau gekannt. Aber ebenso treffend ist Scribe über den Charakter der Engländer orientiert gewesen. Im ersten Akt sagt der Lord Rodburn, der von der Brigantenschar des Fra Diavolo angefallen worden ist, zu dem Gastwirt von Terracina: „ . . . ich will demjenigen, der mir meinen Verlust wiederbringt, sehr viel Geld versprechen — und was ich verspreche, behalte ich!“ Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß diese Worte des ehrenwerten Mylords von den selbstgenügsamen Zuhörern im Deutschen Theater zu Velle jeden Abend stürmisch belacht wurden. Es war aber auch gewiß ein seltsames Zusammentreffen, von einem deutschen Künstler auf einer französischen Bühne einer von Deutschen besetzten Stadt die von einem Franzosen einem Engländer in den Mund gelegten Worte sprechen zu hören: „ . . . was ich verspreche, behalte ich!“ Wir wissen ganz genau, daß die habgierige Politik Englands nicht besser charakterisiert werden kann als durch diese Worte des Franzosen Scribe. Und wir meinen, daß auch die Franzosen von heute bald zu dieser Überzeugung kommen werden; allerdings wird es für die Randleute Scribes dann zu spät sein, aus ihrer Erkenntnis noch Vorteil ziehen zu können. Nicht ohne Wehagen hörte der selbstgraue Theatergast in dieser Oper dann auch noch, wie der ehrenwerte Mylord singt:

Ich finde hier in diesen Gründen
Nicht das von mir erwünschte Glück!
Man soll am nächsten Baum mich binden,
Doch ich jemals hierher zurück.

Möge denn auch Herr Asquith demnächst so singen, wenn er von seiner Romreise nach London zurückgekehrt ist. Die

Franzosen aber, denen Italien jede militärische Mithilfe an der Westfront abgelehnt hat, können schon jetzt diesen Trauer-
gesang aus „Fra Diavolo“ anstimmen. (Bers. Bln.)

Die Ernährung Lungenkranker während der Kriegszeit. In der Behandlung Lungenkranker spielt eine reichliche Ernährung bekanntlich nach der Ansicht aller Ärzte die Hauptrolle. Gilt es doch, auf jede Weise den durch die tuberkulösen Gifte bewirkten Eiweißzerfall, der den Organismus schwächt, durch eine gewisse Unterernährung hintanzuhalten. Dies ist bei den Beschränkungen, die der Volksernährung während des Krieges auferlegt sind, unter Umständen recht schwierig. Es ist daher sehr wichtig, auf die Natschläge zu achten, die ein bekannter Lungenfacharzt Dr. Schröder-Schöenberg im Zentrallblatt für die gesamte Tuberkulosenwissenschaft gibt. Zunächst ist eine reichliche Ernährung mit Fettstoffen nötig, für die freilich jetzt nach Berechnungen auf den Kopf nur 40 Gramm pro Tag zur Verfügung stehen. Mindestens sollte täglich 1 Liter Milch — in Friedenszeiten gibt man das Doppelte und mehr — zugeführt werden können. Sehr zu empfehlen ist dabei wegen ihres hohen Fettgehaltes die Ziegenmilch. Dann sind zur ausreichenden Ernährung noch 100 Gramm Fett nötig, die durch Schmalz, Butter, Speck oder das Pflanzenfett in den Nüssen und Sojabohnen zu decken sind. Mit allzu viel Kohlehydraten den Darm zu belasten, ist nicht wünschenswert. Wohl aber bieten Fruchtgelee, Dörrobst, Honig, Mehlspeisen, Teigwaren und Leguminosen geeignete Nahrungsmittel. Auch das Kriegsbrot und die Kartoffel dürfen in der Nahrung enthalten sein, nur muß der Patient gelernt haben, gut zu kauen. Gemüse, Salat und Obst sind als Beistoff zu empfehlen. Der Fleischgenuss kann eingeschränkt werden, ganz verzichten darf man nicht auf ihn, da sich, wie gesagt, eine rein vegetarische Diät für Tuberkulose nicht eignet. Wichtig ist es bei dem Fleischmangel, andere Eiweißarten heranzuziehen. Da ist zunächst die Gelatine zu nennen, die in Gelees Verwendung finden sollte. Sehr wichtig für die Ernährung sind die Eiweißstoffe, die aus dem Blut der Schlachttiere neuerdings gewonnen werden. Von den Präparaten, die in den Handel kommen, werden Mavisan, Conal und Carnalbin empfohlen. Man kann auch frisches Blut, wenn man es zur Hand hat, zur Bereitung von Blutsuppen, Blutwürsten und Blutbrotten empfehlen.

*

Kunststreit. Aus dem 1. Aprilheft des „Deutschen Willens“ (Kunstwart): Hast du einmal das gesehen, was man im Kunsthandel „alte chinesische Bambusstudien“ nennt? Der Name „Studien“ trifft auf wenige zu, die besten jedenfalls sind ganz etwas anderes. Der alte chinesische Träumer sah am feinen, schlanken, reichen Bambus-Gewächs, in dem es rauschte, säuselte, flüsterte, wisperte, sang, während die Sonne herein goldete und die Nebel hinein silberten, während Vogelstimmen zwitscherten, Insekten zirpten und drunterher die Wellen herankamen, jede ein Lichtbild mit einer Blauesstimme, die hierher ins Jhll aus der Weite berichtete vom Fernen, vom Großen, vom Unendlichen, vom Ewigen. So ward dem Träumer-Dichter-Philosophen-Weiser sein Bambus-Mährchen zur Erscheinung des Lebens. Er dichtete wieder über Jugend und Kraft, über Freiheit und Schönheit, über Güte und Liebe, er dichtete Andacht und Weltvergessenheit, er dichtete ein seliges Aufgehen im All — dichtete das in den Formen, die er hier sah, in den Formen der Bambusherrlichkeit. Die gaben für seine Gefühle die Worte. Ein traumhaft schönes Blatt solcher Art zeigte neulich einer einem andern. „Das wirkt auf mich wie Edelsteine von Mozart“, sagte er dazu. Aber der andere lächelte dessen, denn er gehörte zu den Sicheren. „Das beweist nur, daß Sie von Mozart nichts verstehen. Denn derartiges, wie Mozart ausdrückt, läßt sich niemals in einer Naturstudie ausdrücken.“ Wir lachen, aber wie oft machen wir's ebenso! Weil wir mit dem andern nicht mit können, glauben wir, er könne mit uns nicht mit. Wie oft bemühen wir uns auch gar nicht erst darum, ihn zu verstehen, um vom goldenen Überfluß der Welt auch noch das trinken zu können, was seine Wimper hält. Wie oft verriegeln wir uns, statt uns zu öffnen, mit Theorie und mit Doktrin. Bis schließlich unser Standort so klein wird, daß man gerade noch darauf balancieren kann. Oder irgendeinen Monumentopf mit einer Kunstblume aus Papier drauffstellen. Bis wir am zum Erbarmen sind, wo wir reich sein könnten, wie die Welt.

A.